



KRITIK DER GEGENWART

HERMANN BAHR

Kritik der Gegenwart

Hermann Bahr

Inhalt:

[Hermann Bahr - Biografie und Bibliografie](#)

[Kritik der Gegenwart](#)

[16. Nov. 1919](#)

[18. Nov.](#)

[20. Nov.](#)

[22. Nov](#)

[28. Nov.](#)

[1. Dez.](#)

[4. Dez](#)

[10. Dez.](#)

[25. Dez](#)

[26. Dez.](#)

[27. Dez.](#)

[28. Dez.](#)

[29. Dez.](#)

[30. Dez.](#)

[31. Dez.](#)

[1. Januar 1920](#)

[2. Januar](#)

[3. Januar](#)

[8. Januar](#)

[9. Januar](#)
[16. Januar](#)
[20. Januar](#)
[30. Januar](#)
[31. Januar](#)
[1. Februar](#)
[3. Februar](#)
[5. Februar](#)
[7. Februar](#)
[8. Februar](#)
[9. Februar](#)
[12. Februar](#)
[23. Februar](#)
[28. Februar](#)
[1. März](#)
[4. März](#)
[6. März](#)
[9. März](#)
[10. März](#)
[Salzburg 20. März](#)
[24. März](#)
[30. März](#)
[5. April](#)
[6. April](#)
[10. April](#)
[12. April](#)
[13. April](#)
[14. April](#)
[16. April](#)
[18. April](#)
[24. April](#)
[28. April](#)
[30. April](#)
[1. Mai](#)
[3. Mai](#)
[7. Mai](#)

[27. Mai](#)

[29. Mai](#)

[1. Juni](#)

[2. Juni](#)

[6. Juni](#)

[12. Juni](#)

[18. Juni](#)

[19. Juni](#)

[24. Juni](#)

[26. Juni](#)

[30. Juni](#)

[1. Juli](#)

[5. Juli](#)

[6. Juli](#)

[7. Juli](#)

[8. Juli](#)

[10. Juli](#)

[12. Juli](#)

[24. Juli](#)

[25. Juli](#)

[26. Juli](#)

[30. Juli](#)

[August](#)

[2. August](#)

[August](#)

[7. August](#)

[August](#)

[August](#)

[24. August](#)

[August](#)

[1. Sept.](#)

[2. Sept](#)

[4. September](#)

[5. Sept.](#)

[6. Sept.](#)

[7. Sept.](#)

[7. Sept.](#)
[8. Sept.](#)
[10. Sept.](#)
[12. Sept.](#)
[14. Sept.](#)
[23. Sept.](#)
[Oktober](#)
[2. Oktober](#)
[Oktober](#)
[14. Oktober](#)
[16. Oktober](#)
[19. Oktober](#)
[20. Oktober](#)
[Oktober](#)
[28. Oktober](#)
[1. Nov.](#)
[2. Nov.](#)
[4. Nov.](#)
[6. Nov.](#)
[7. Nov.](#)
[10. Nov.](#)
[15. Nov.](#)
[16. Nov.](#)
[20. Nov.](#)
[22. Nov.](#)
[20. Nov.](#)
[Salzburg 30. Nov.](#)
[1. Dez.](#)
[2. Dez.](#)
[3. Dez.](#)
[7. Dez.](#)
[8. Dez.](#)
[10. Dez.](#)
[14. Dez.](#)

Kritik der Gegenwart, H. Bahr
Jazzybee Verlag Jürgen Beck
Loschberg 9
86450 Altenmünster

ISBN: 9783849605759

www.jazzybee-verlag.de
admin@jazzybee-verlag.de

Hermann Bahr - Biografie und Bibliografie

Schriftsteller, geb. 19. Juli 1863 in Linz, verstorben am 15. Januar 1934 in München. Betrieb philosophische, juristische und staatswissenschaftliche Studien in Wien, Graz, Czernowitz und Berlin, machte größere Reisen und lebt gegenwärtig in Wien als Redakteur des »Neuen Wiener Tagblattes« und der »Österreichischen Volkszeitung«. B., der mit O. Brahm und A. Holz 1890 die »Freie Bühne« redigiert hatte, war der erste des »jüngsten Deutschland«, der sich gegen den Naturalismus erhob, wie er denn überhaupt große Wandlungen durchgemacht hat; er hat die Schlagworte der »Decadence«, des »Symbolismus«, der »*Fin de siècle*«-Stimmung aus Paris eingeführt und das Wort »Moderne« als Gegenstück von »Antike« verbreitet, indem er die erste Sammlung seiner Aufsätze: »Zur Kritik der Moderne« (Zürich 1890) überschrieb; als zweite Reihe folgte: »Die Überwindung des Naturalismus« (Dresd. 1891). Dichtungen Bahrs sind die Dramen: »Die neuen Menschen« (Zürich 1888), »Die große Sünde« (das. 1889),

»Die Mutter« (Berl. 1891), »Der Athlet« (Köln 1899), »Der Apostel« (Münch. 1901); die Romane. »Die gute Schule« (Berl. 1890), »Theater«, Wiener Roman (2. Aufl., das. 1897); die Novellen: »*Fin de siècle*« (das. 1890), »Russische Reise« (Dresd. 1891), »Dora, Wiener Geschichten« (Berl. 1893), »Caph« (1894), »Die schöne Frau« (1899) u. a. Ferner schrieb er, den Traditionen des Wiener Lokalstückes folgend: »Aus der Vorstadt« (mit Karlweis, 1893), »Das Tschaperl« (1898), »Der Franzl« (1900), erwies sich aber vor allem durch seine feinsinnigen kritischen Studien (»Renaissance, neue Studien zur Kritik der Moderne«, Berl. 1897; »Wiener Theater«, das. 1899; »Bildung«, das. 1900) als einer der Führer des modernen literarischen Lebens in Österreich.

Kritik der Gegenwart

16. Nov. 1919

Ibsen schrieb einst an Brandes: »Ueberhaupt gibt es Zeiten, da die ganze Weltgeschichte mir wie ein einziger großer Schiffbruch erscheint - es gilt sich selbst zu retten!« Schiffbruch überall, das ist die Grundstimmung seines Lebens und: wie retten wir uns? die Grundfrage seiner Werke gewesen. Keiner hat stärker empfunden, was aus dem Menschen werden könnte, keiner schmerzlicher, was dem Menschen unterschlagen wird, keiner grimmiger, wer es ist, der uns um uns selber betrügt: er wußte, daß der Staat, unter welchem Namen, in welchen Masken immer, die Seelen frißt, daß er uns keine Wahl läßt, als indem wir uns ihm ergeben, uns selber zu vernichten oder aber, um unser selbst mächtig zu werden, ihn, und daß es

also für einen Mann, der sich nicht verraten oder doch verleugnen will, gar kein anderes Verhältnis zum Staat gibt, als das der Revolte. Wenn Ibsen uns mehr als eben auch wieder bloß ein artiges Geistesspiel gewesen wäre, hätten wir uns niemals einbilden können, Freiheit sei gewonnen, sobald der alten Staatsmaschinerie nur ein neuer Hut aufgesetzt und ihren Fängen ein rotes Tuch umgehängt wird, und mein lieber, herzensdummer Freund Egon Erwin Kisch, Journalist, Dichter, Soldat, Rotgardist und allerweil Prophet, wäre nicht so verduzt, sich jetzt in der glorreichsten aller Republiken unversehens, wie mir aus Wien geschrieben wird, nach der berühmten kaiserlichen Verordnung von 1854 zu fünf Tagen Arrest verknurrt zu sehen. Denn daß, selbst wenn dereinst das Gedächtnis aller Kaiser in der ganzen Welt erloschen wäre, doch Oesterreich noch immer nach der kaiserlichen Verordnung von 1854 regiert werden wird, das steht fest, fester als die Republik! Ich kenne sie, diese kaiserliche Verordnung von 1854, das »Prügelpatent«, ich kenne sie persönlich aus meiner Studentenzeit, an ihr ist mir ja damals unser altes Oesterreich erst ganz klar geworden, von dem sie wirklich das beste Kompendium war. Ihr Inhalt ist ungefähr, in Kürze, daß, wer absolut nicht verurteilt werden kann, weil gar kein Paragraph auf ihn paßt, daß der um dieser Frechheit willen nach der kaiserlichen Verordnung von 1854 verurteilt werden soll; sie bedeutet auch eine große Ersparnis an Zeit, weil man seitdem nicht mehr lang in Gesetzen herumzusuchen braucht, sondern überhaupt gleich verurteilen kann; sie macht eigentlich jedes Strafgesetz überflüssig und hat auch noch den Vorzug, daß sie nicht erst, wie das Strafgesetz, etwas zu Strafendes voraussetzt, sondern ruhig auch auf den unsträflichsten Menschen angewendet werden kann, so daß sich mit ihr auf Wunsch jederzeit die ganze Bevölkerung sogleich verhaften läßt. Als ich vor sechsunddreißig Jahren, ein wilder Student in Graz, nach

dieser lieben Verordnung verurteilt worden war, kam ich, etwas unsicher zu meinem guten Vater heimkehrend, auf einen rettenden Einfall: ich gab meine Schuld ohne weiteres zu, focht aber diese Verordnung juristisch an; und ich hatte mich nicht verrechnet, der Vater, ein aufrechter Altliberaler, schämte sich selbst, daß es derlei Kautschukparagrafen in unserer aufgeklärten Monarchie noch gab, und wies mich nur zur Entschuldigung darauf hin, daß dieses Patent ja noch ein Produkt der allerschlimmsten reaktionären Zeit und offenbar nur »aus Versehen« stehengeblieben sei, wie ein vergessener alter Regenschirm. Daß jener altösterreichische Liberalismus aus lauter solchen »Versehen« bestand, hat mein Vater nicht bemerkt, ich aber habe keinen Augenblick daran gezweifelt, daß auch die Republik sich der stehengebliebenen Regenschirme bedienen und lustig weiter kaiserlich verordnen wird. Ach, daß doch Viktor Adler auferstünde, nur für einen Tag, um sich dieses Gaudium anzusehen!

18. Nov.

»Die Schlamperei der Revolution hat uns das ganze alte Oesterreich unangetastet erhalten,« sagt Walter Rode in einer kleinen Schrift über »Wien und die Republik« (Verlag Karl Wilhelm Stern, Wien und Leipzig) und an einer anderen Stelle fragt er da: »Glaubt man, daß unsere Bureaukratie, weil sie die Fähigkeit bewiesen hat, den alten Staat zugrunde zu richten, deswegen einen ganz neuen, noch nicht dagewesenen Staat aufbauen kann?« Ich will ihm nicht widersprechen, keineswegs, muß aber doch nun meinerseits fragen, ob er denn glaubt, in Oesterreich wäre jemals eine andere Revolution möglich gewesen als eine schlamperte, mit Erlaubnis und unter den wohlwollenden Augen der Bureaukratie? Schlamperei und Bureaukratie

sind ja wahlverwandt. Zunächst entstand unsere Bureaukratie schon aus Schlamperei. Aus einer Schlamperei der Dynastie, die sich sonst nie diese Laus in den Pelz gesetzt, und aus einer Schlamperei des Hochadels, der sonst nicht für bloßen Schein auf die Macht verzichtet hätte. Ja noch mehr: ihrem Wesen nach ist diese Bureaukratie von Anfang an nichts als unsere nur in Staatsbetrieb gesetzte Schlamperei. Andere Menschenarten wollen und handeln; die österreichische hat dazu weder Kraft noch Lust. Sie braucht daher immer einen, der »es ihr richtet«. Niemand unter uns weiß, was er will; es muß also jemand da sein, der es ihm sagt. Das hilft ihm aber auch noch nicht viel: denn niemand unter uns kann wollen, wir möchten bloß; es muß also dann jemand da sein, der ihm dieses Manko deckt. Und schließlich muß, weil niemand unter uns, selbst wenn er wollte, handeln kann, auch noch jemand da sein, durch den es geschieht. Dies alles zusammen heißt auf österreichisch »sich etwas zu richten wissen« und recht eigentlich als öffentliches Organ dieser Kunst ist die Bureaukratie entstanden, als die Habsburger sich schon so weit verösterreichert hatten, daß auch sie sich ohne die Kunst des »Richtens« nicht mehr zu helfen wußten, ungefähr um dieselbe Zeit, als sie Lothringer wurden. Es sah seitdem nur noch aus, als ob sie regierten; sie selber wußten aber ganz gut, daß längst der Hofrat regierte: daher auch ihr wachsender Ehrgeiz, immer weniger Habsburger zu sein und immer mehr zum Hofrat zu werden, was sich dieser aber, der wirkliche Hofrat, energisch verbat, indem er schließlich zu frondieren begann und sich schließlich statt der Habsburger jenes Amphibium mit dem sozialisierenden Kopf und dem christlichsozialen Gemüt nahm, dessen rastloser Mund von Karl Renner betrieben wird. Wie der Hofrat gestern für die Habsburger dieses Amphibium eingetauscht hat, kann er morgen natürlich auch das Amphibium wieder vertauschen, das Amphibium kann aber nicht den Hofrat vertauschen,

weil es ein österreichisches Amphibium ist und also selber immer erst jemanden braucht, der ihm das alles zu richten weiß. Nein, alles kann man in Oesterreich fortschicken, schließlich auch den Rest von Oesterreich selbst, aber nur den Hofrat nicht, es wäre denn, daß unter uns ein Menschenstamm erschiene, der wollen kann, wollen und seinen Willen selber tun! Aber, wie man in Wien zu sagen pflegt: Woher denn nehmen und nicht stehlen? Und wenn er selbst erschiene, dann würde Wien erst wieder sagen: Der kann uns gestohlen werden! ... Allerhand Kluges steht in Rodes Schrift. Den geistigen Gehalt der Regierung formuliert er so: »Revolution und Gegenrevolution verkrusten sich zu einer Koalition, in der die Handhabung der landesüblichen Schikanen dem Proletariat als Diktaturersatz überlassen wird.« Auch die tragische Situation Wiens, die sich die meisten Wiener noch immer nicht eingestehen wollen, erkennt er: »Wien hat aufgehört, ein Herrschaftszentrum zu sein. Nicht mehr sind die Länder zwangsweise an Wien gebunden; Wien ist auf die Kräfte seiner natürlichen Anziehung beschränkt.« Aber ich fürchte, selbst er überschätzt diese »Kräfte der natürlichen Anziehung« noch. Was bleibt denn Wien eigentlich noch? Es war die Kaiserstadt. Es war die Hauptstadt eines großen Reiches. Es war ein Wahrzeichen der barocken Welt. Die Welt ist längst nicht mehr barock, der Kaiser ist weg, das Reich ist weg. Es bleibt die Hauptstadt von Niederösterreich. Und seine Schönheit, Anmut und Laune bleibt ihm, für die nur leider aber keine Zuschauer mehr da sind; und gerade Wien hat immer sehr den Zuschauer gebraucht, für den und an dem es immer erst zu voller Entfaltung kam! Wien ohne den Zuruf eines begeisterten Publikums, Wien vor leeren Bänken, Wien mit sich allein? Speidel, der Wien so durchschaut hat, wie das nur fremden Augen gelingen kann, versichert freilich einmal: »Der Wiener hat stets die Kunst besessen, sich aus widerwärtigen Lagen durch eine wunderbare Schnellkraft

der Seele rasch wieder herzustellen.« Worauf wartet diese »Schnellkraft der Seele« dann eigentlich noch? Fühlt Wien noch immer nicht, was ihm rings überall droht? Ressentiment, hundertjähriges Ressentiment, das Ressentiment dumpf Arbeitender gegen den festlichen, leicht lebenden Herrn! Jeder alte Mann in der Provinz, der vor Jahren einmal als hungernder Student unter der Tegetthoff-Säule stand und neidisch die bekränzten Wagen zur Hauptallee rollen sah, brummt heute befriedigt: Los von Wien! ... Jetzt muß Wien einmal zeigen, was es aus eigener Kraft vermag. Verschwender, dritter Akt. Aber kein Valentin weit und breit!

20. Nov.

»Lieber Albert Heine! Den ganzen Tag muß ich heute an Sie denken, neidgeschwollen: Denn wonach ich mich damals in meinem Burgtheaterkammerl vor Sehnsucht fast blind geblickt, siehe, das fällt Ihnen jetzt, fliegt Ihnen zu, Sie haben nur die Hand aufzutun! Nein, ich will nicht undankbar sein: mir ward unverdientes Glück, » *Dies irae*« und »Joákobs Traum« hab ich ans Licht bringen dürfen, überreich ist mir damit das bißchen Arbeit, Verdruß und Geduldspiel jener sieben Monate belohnt. Aber ich hätte mir dies dann gern noch auch durch ein Werk gekrönt, von eben solcher Seelenkraft, Wortgewalt und Bühnenmacht wie jene beiden, menschlich, dichterisch und szenisch ihrer wert, aber meinem eigenen Sinne noch näher, durch ein Werk, dessen Schönheit ich mir nicht erst übersetzen mußte, durch ein Werk sozusagen in der Mundart meines Herzens. Das war ja selbst der standhafte Prinz nicht, den ich unserem braven Dr. Smekal für Moissi bereiten half und Sie, lieber Freund, wenn Moissi kommt, nicht vergessen dürfen: an ihm kann sich Moissi noch über den lebenden Leichnam empor zur letzten Selbstentblößung erheben.

Und auch Claudels mächtiger »Ruhetag«, den Sie mir, den Sie vor allem sich, dem Direktor, dem Regisseur und dem Schauspieler Albert Heine, noch schuldig sind; auch der war immer noch nicht, was ich mit solcher Leidenschaft suchte. » *Dies irae*« wie »Joákobs Traum«, den Künstler in mir beseligend, lassen den Katholiken unberührt; der Ruhetag ergreift auch diesen, aber aus der Ferne. Was ich suchte, war ein katholisches Stück aus der Nähe: katholisch, doch deutschen Geistes und deutscher Form. Ich bin Katholik, aber einer

der durch Kant und Goethe, durch die deutsche Romantik und die deutsche Musik gegangen ist. Das Kunstwerk, das sich meiner ganz bemächtigen soll, nicht bloß meiner Gedanken, nicht bloß meines Gefühls, sondern um unmittelbares Erlebnis zu werden, auch noch meiner Sinnlichkeit, muß denselben Weg gegangen sein. Ueber ihn hinaus, ja! Weiter als jene kamen, ja! Und noch so weit als nur irgend möglich vor, ins Dunkel, in die Zukunft, ins Unentdeckte vor! Neuer Geist scheidet nämlich alten nicht aus, sondern saugt ihn auf. Der des Christentums nimmt den antiken mit in sich hinein und so nimmt dann das Barock wieder den Aufstand der Renaissance mit in sich hinein, jener Aufstand wird im Barock dienend, als Rhythmus, Farbenspiel, Kontrast: der siegende Geist tilgt den bezwungenen niemals aus, er eignet sich ihn als Form an, so macht er ihn unschädlich. Ein Zeitalter ist um so größer, je mehr es sich von der Vergangenheit beizusetzen, je mehr Vergangenheit es sicher als seine Form zu gebrauchen weiß; denn solange noch irgendein alter Geist nicht ganz zur eigenen Form des neuen geworden ist, wirkt er in diesem vergiftend fort. An ihrer schlechten Verdauung ist unsere Zeit so siech geworden, darum fehlt es uns auch bei hohen Künstlern an der Kunst. Denn Kunst hat die Kraft, nichts Lebendiges auszuschließen; Geschöpf einer Einheit, wird sie dann selber wieder Schöpfer von Einheit.

Unsere Zeit aber kennt kaum die kleinsten Einheiten, sogar der einzelne selber ist ja keine mehr. Kunst ist immer katholisch, im höchsten Sinn: die Menschheit umschließend. Und jenes Stück also, das ich mir fürs Burgtheater erträumte, das war ein in jedem Sinn katholisches, von solcher Menschlichkeit in seiner Glaubensmacht, daß es auch ein kunstloses Kind erschüttern, von solcher Schönheit der Erscheinung, daß es auch den Ungläubigen bezaubern, von solchem Glockenton unserer Vergangenheit, daß im Chor ganz Deutschland einstimmen sollte – Sie wissen, lieber Heine, daß ich nicht immer ganz zurechnungsfähig bin, das sind die schönsten Tage meines Lebens! Und ihre Wünsche haben dann aber eine so beschwörende Gewalt, daß sie mir meistens in Erfüllung gehen, wenn auch gewöhnlich für mich selbst zu spät. Auch diesmal wieder: erst aus dem Oktoberheft des »Hochland« erfuhr ich von dem Stück, das jenen Traum meiner Burgtheaterzeit erfüllt. Dort wurde von Joseph Sprengler ein »Genesisius« gerühmt, eine »christliche Tragödie« der Dichterin Ilse v. Stach. Einige Verse, die zitiert waren, ließen mich aufhorchen: das war ein Klang jüngster Jugend. Aber der sieht es doch sonst eigentlich nicht gleich, einen alten Spanier zu benutzen, wie hier mit Lopes » *Fingido verdadero*« und seinem französischen Abkommen, dem Saint Genest des Jean de Rotrou, geschieht. Dieser Rotrou, heute noch im Foyer der Comédie zu sehen, nahe dem Molière Houdons, war ein Zeitgenosse, Freund und Nebenbuhler Corneilles und um die Wette mit dem Polyeucte des Corneille hat er diesen Genest gedichtet, auch ein Märtyrerstück, aber dabei höchstes Theater und noch dazu von der dem Kulissensinn des Publikums frönenden Art, das Theater selbst aufs Theater zu bringen: Schauspieler in der Garderobe, sich schminkend aufs Stichwort wartend, mit Theaterarbeitern zusammen, im Lampenfieber, und all das Auf und Ab, all das Hin und Her hinter der Szene, nach dessen

Geheimnissen das Publikum so lüstern ist, die Dessous der Schauspielerei wurden da gezeigt, die, scheint's, schon damals weit mehr Reiz für das Publikum hatten als ihr schönstes Prunkgewand. Der Stoff, nämlich, daß ein Schauspieler, der vor Heiden einen Christen zu spielen hat, unter dem Eindruck seines eigenen Spiels selbst zum Christen wird und die Wahrheit seines Spiels mit dem Tode bezeugt, muß dem Schauspieler schmeicheln, die Gelegenheit, ein Bühnenspiel von allen Seiten, vorher und nachher zu zeigen, dann aber auch zwischen das Bühnenspiel und das Publikum noch ein Publikum einzuschieben, ein gespieltes nämlich, und noch gleich eins dazu mit einem mächtigen Kaiser und seinem versammelten Hof, gar aber dann der Uebergang von der Täuschung zur Wahrheit, wo man eine Zeit gar nicht mehr unterscheiden kann, was noch Spiel, was schon blutiger Ernst ist, wie muß das jeden derben Theatersinn erregen, den nicht ein warnender Geschmack gerade vor dieser brünstigen Häufung sicherer Effekte zurückhält! Nun aber die Verse, die zitiert waren mit ihrem dunklen Hölderlinklang und dazu noch einer Hast

und wilden Hitze des Emportaumelns aus glühenden Tiefen, wie nur zuweilen in den Erektionen unserer überkleistenden Expressionisten, aber eines Dichters Verse von so holdseliger, zartester Frömmigkeit, wie sie reiner und süßer kaum von den gottestrunkenen Lippen der Mechtild von Magdeburg floß! Sardou mit Droste-Hülshoff in einer Person, kann denn das sein? So ließ ich mir das Buch kommen (Josef Köfelsche Buchhandlung Kempten und München). Und jetzt, lieber Heine, muß ich mich sehr zusammenehmen, um Sie nicht hymnisch anzustrudeln, was doch unter uns Auguren wenig Sinn und noch weniger Wirkung hat, aber lesen, Heine!, lesen müssen Sie das, dann spielen Sie's ja gleich! Denn das Allerseltenste wird hier Ereignis: Hier ist einem hohen Dichter ein gewaltiger

Theatermensch gesellt und wie nur bei den gebornen Dramatikern schlägt in dieser Dichtung das Herz der Schauspielkunst! Es schlägt so stark, daß Heiden und Juden und Türken und Ketzer und Spötter und Leugner, ich möchte wetten, überhören werden, wie fromm es schlägt, also könnten Sie's doch ruhig wagen, lieber Freund!«

22. Nov

Heute wird der edle Fritz Mauthner siebzig. Welch ein Weg vom vorwitzigen Präger Studiosus über den kritischen Führer Berlins durchs Dickicht nihilistischer Sprachkritik zur entsagungsvoll lächelnden Weltverzeihung des Weisen in seiner waldumrauschten, traulich beseelten Einsamkeit des Glaserhäusls am Bodensee! Hat Oesterreich, immer treulos, auch ihn vergessen? In den letzten dreißig Jahren schritt kaum einer durch unsere Geisteswelt, den er nicht durch ein helfendes Wort, durch seinen gütigen Blick bestärkt und gesichert hätte! Wenn jetzt die sechs Bände seiner ausgewählten Schriften kommen, die die Stuttgarter Deutsche Verlagsanstalt verheißt, will ich mich treulich von ihnen noch einmal durch sein strenges, gestähltes, fruchtendes Leben geleiten lassen, von »Nach berühmten Mustern« (worin doch schon der Sinn der Sprachkritik keimt) über den »Letzten Deutschen von Blatna« und den »Armen Franischko« bis zum »Letzten Tod des Gautama Buddha«! *Vitae summa brevis spem nos vetat incohare longam.*

28. Nov.

Im Oktoberheft des von Otto Kaus herausgegebenen »Sowjet« werden Betrachtungen über die Schundliteratur angestellt, zu der »Ungebildete« ja genötigt sind, so lange die Kunstliteratur sich einer Geheimsprache bedient. Und

merkwürdig sei, daß gerade »je universalere die Weltgemeinschafts- und Verbrüderungsgefühle werden, welche in den letzten Jahren viele Autoren von sich aussagen, desto exklusiver die Form und die Sprache wird, in der sie es tun, bald versteht sie nur mehr ein ganz kleiner Kreis von Eingeweihten: der Dichter schließt jedes atmende Geschöpf in seine Seele ein, aber die Kluft zwischen den Millionen unterdrückter Menschen und seinem Buch ist unübersteigbar.« In der Tat ein schreiendes Mißverhältnis: immer klarer empfinden schon seit den achtziger Jahren die Geistigen den unversöhnlichen Gegensatz zwischen dem Geist und allen irdischen Gewalten, immer mehr hoffen sie, vertrauen sie nur noch auf das Volk, aber indem sie sich dem Volke darum immer mehr zu nähern trachten, finden sie sich von ihm nur immer weiter entfernt, weil sie ja, mit ihm fühlend, mit ihm denkend, doch längst nicht mehr mit ihm reden können. Die Sprache ist ein Verkehrshindernis geworden, und zwar, wunderbar genug!, gerade seit die »Gebildeten« und das Volk begannen, ungefähr dieselben Worte zu gebrauchen. Im Mittelalter schied sich die Mundart der Wissenschaft und der Kunst noch rein von der des Volkes: der Denker wie der Dichter sprach Latein, das Volk mit der Zunge seines Stammes. Das Unglück fängt erst mit dem »Schriftdeutsch« an, das der »Gebildete« von vornherein verdirbt, weil er unwillkürlich aus dem Latein, das er gewohnt ist, unheimische Bräuche hereinträgt, weil er es unwillkürlich lateinisch »konstruiert«, wodurch es denn gleich von Anfang an dem Volke verdächtig ist und immer unbehaglich bleibt, ja fast unheimlich. Daß die Sprache des deutschen Denkers, des deutschen Dichters zwar der Sprache des Volkes ähnlich klingt, aber befremdend und anstrengend für das Volk, daß sie dem Volke von obenher klingt, daß es das Gefühl hat, dazu stets erst sozusagen den Hut abnehmen zu müssen, das erschwert unter uns jede Verständigung zwischen Geist und Volk. So blieb uns kein

Ausweg als der in die Musik, die denn auch den Deutschen zur Muttersprache geworden, ja die das einzige Gemeingut aller Deutschen ist, das einzige, was sie sich als Nation fühlen läßt; ihre gemeinsamen Angelegenheiten sind immer nur von der deutschen Musik besorgt worden. Und nur, wenn die Dichtung sich der Musik nähert oder aber aus den alten Brunnen der Mundarten schöpft, kann sie hoffen, auch über den engen Stand der »Gebildeten« hinaus zu wirken, nicht bloß Staunen und einen dürftigen Respekt des Volkes erregend, sondern es ins Herz treffend. Wer im Dialekt dichtet, heißt bei uns ein Volksdichter; das ist bezeichnend: fast als ob wir uns überhaupt nicht vorstellen könnten, daß auch ein hochdeutsches Gedicht einmal ins Volk geht. Und wie dicht an der Mundart hält sich der »Sturm und Drang«, wie wunderbar fällt dem jungen Goethe gleich immer wieder der Volkston ins pindarisch angestimmte Wort, wie hängen Brentano, die Brüder Grimm, Görres, Uhland, ja Mörike noch an den Lippen des Volkes! Und ebenso dann doch auch wieder Arno Holz und der junge Hauptmann! Inzwischen aber war im »Jungen Deutschland« aus dem Dichten und dem öffentlichen Reden ein Beruf, ein Gewerbe geworden, worin nun, wer es trieb, vor allem auffallen wollte, um die Kundschaft anzuziehen: es entstand der »Literat«, dessen Wort überhaupt nichts mehr zu sagen hat, sondern nur noch glänzen soll, ihn schmücken, sein Geschäft vor anderen auszeichnen, eigentlich also nur als wohlarrangiertes Schaufenster wirken soll. So wird die Sprache jetzt zum Plakat, das seine Schuldigkeit getan hat, wenn es nur grell und schrill genug ist, um den vorübereilenden Passanten so zu verblüffen, daß er vor Schreck einhält und neugierig aufblickt. Die Sprache hört auf Mitteilung zu sein, sie ist nur noch Anruf. Wie jene modischen Namen, aus den Anfangsbuchstaben von Worten gebildet, Aege oder Oaka oder Dete, sinnlos, nichtssagend, aber eben durch ihre Fragwürdigkeit aufreizend, so verliert auch die Sprache selbst allmählich

jeden eigenen Sinn, sie tut den Dienst der Verständigung nicht mehr, ihr eigentlicher Reiz wird jetzt, unverständlich zu sein, so völlig, daß man händeringend fragt, was denn dies um Gottes willen zu bedeuten habe! Der »Ausdruck« emanzipiert sich immer mehr von jedem Inhalt, der Ausdruck drückt nichts mehr aus, der Satz wird zur Charade, die Literatur zur Rätselecke der Nation. Nur einer Zeit, die bloß noch der Ungewißheit alles Daseins gewiß war, an gar nichts Festes, den menschlichen Vereinbarungen Entrücktes mehr glaubte, ja den bloßen Begriff der Wahrheit, einer wirklich wahren, einer sich auf alle Fälle, selbst ohne Zustimmung und ohne Zutun des Menschen, ja gegen diesen bewährenden Wahrheit verloren hatte, konnte dies erträglich sein. Jetzt aber taucht aus ihr eine neue Jugend hervor, wieder nach Sinn, Gehalt und Bedeutung des Lebens, nach etwas Standhaftem und Stichhaltigem in uns, und nicht bloß in, sondern auch über uns verlangend, und gerade dieses ungeheuere Verlangen nach Ernst, nach dem tiefsten innern Selbst der Erscheinungen sieht sich nun an diese ganz zum bloßen Spiel, ganz Willkür und Eigensinn und Laune gewordene Sprache gewiesen, ja selber in ihre Fallen verfangen! Ein Geschlecht, zum Bersten voll von dem, was es alles zu sagen hat, soll dies in einer Sprache, deren stärkster Reiz es ist, ganz nichtssagend geworden zu sein! Das ist der höchst paradoxe Fall des Expressionismus: er muß sich jetzt erst wieder eine Sprache schaffen, eine nicht bloß in sich mit sich selber spielende, sondern ausdrückende, mitteilende, verständigende Sprache. Die Gefahr ist, daß er dabei selber auch wieder an eine willkürliche, statt der notwendigen, gerät. Und recht eigentlich die Lebensfrage der Expressionisten ist es darum, ob unter ihnen ein Sprachgenie sein wird, ein schöpferisches, das wieder einmal dem verborgenen Quell den Urlaut unseres Volkes abzuhören vermag, wie Luther einst, wie der junge Goethe, wie die Brüder Grimm. Aber

bisher hat diese neue Jugend noch immer die Sprache nicht wiedergefunden, sondern auch wieder nur ihren Jargon. Denn wirklich in den Jargon, in ein Rotwelsch, einen Slang, wenn auch sehr präziöser Art, gerät die Rede der Expressionisten unwillkürlich immer wieder. Das hat seinen Reiz, denn es zwingt den Hörer, wenn er halbwegs einen Sinn erraten will, zu hochgespannter eigener Mitarbeit; er ist schon sehr stolz, wenn es ihm nur ungefähr gelingt, sich überhaupt irgend etwas dabei denken zu können. Gerade dem Redner aber, der wirklich etwas zu sagen hat, wird diese Zweideutigkeit aller Reden zum Hindernis, er ringt vergebens mit ihr und leicht geschieht's ihm, daß er an ihr erstickt. Das empfand ich jetzt wieder sehr stark beim Lesen der »Geburt« von Fritz Uhl. Dieses ist offenbar eine der großen Abrechnungen, womit hochgesinnte Jünglinge beim Eintritt ins Leben, bevor sie sich es nun aneignen und es für ihre Sendung gebrauchen werden, gern noch einmal alle Vergangenheit um sich versammeln, zum Abschied noch einen letzten Blick auf die Welt, wie sie vor ihnen war, werfen und sie dann entlassen, tief bei sich gewiß, daß jetzt, mit ihnen selbst, eine neue beginnt. Dieses Gefühl der Berufung zum Richteramt über die Gegenwart, zur Entscheidung, wie viel vom Erbe der Väter Geltung behalten, wie viel verworfen werden soll, zur Gesetzgebung der Zukunft, ein Gefühl, das recht eigentlich die starken Generationen ankündigt und von den bloß übernehmenden, bloß vermittelnden unterscheidet, gibt sich in Uhls rhapsodischem Entwurf (den er selbst eine »Komposition« nennt, damit eingestehend, das er über allen bestimmten Gattungen vagiert) mit großer Willenskraft kund. Etwas gewaltiges fühlt der Leser hier unternommen, es treibt ihn, atemlos taumelt er mit, von Seite zu Seite gewärtig, daß Ungeheures geschehen wird. Geschieht es? Ja, das weiß ich eben eigentlich nicht! Ich blieb, wenn ich ganz aufrichtig sein soll, zuletzt erschöpft zurück, als ob ich Großes erlebt hätte, doch nur in einem Traum, auf den ich mich aber

erwachend dann durchaus nicht mehr besinnen konnte, von dem ich nichts als Schweiß, eine nachzitternde Furcht und das Aufatmen, entronnen zu sein, behielt. Und fraglich ist, ob vielleicht auch der Dichter selbst sich seines Traumes nicht mehr erinnern kann oder aber bloß noch nicht die Kraft hat, ihn in Gestalt zu beschwören. Die Schönheit dieser Dichtung ist ihr stolzer Schritt, ihr Eilmarsch: sie geht so tapfer darauf los, sie geht im Sturm entgegen! Aber wem? Wohin? Es mag an mir liegen, daß ich das nicht weiß, ich alter Mann. Die Jugend mag diesen jungen Dichter besser verstehen, weil sie ja, was er zu verkünden hat, alles schon selber weiß. Wozu dann aber eigentlich erst noch überhaupt Verkündigung, wenn sie nur den erreicht, der sie schon selber hat? Gerade weil ich so stark das Eigenwort dieser Jugend auf ihren Lippen liegen fühle, kann ich mir nicht daran genügen lassen, daß sie nur immer heftig winkt und große Zeichen ihrer Aufregung gibt: es wird Zeit, daß sie sich mitteilen lernt! Der Augenblick ist zu groß, als daß diese Jugend, die jetzt über unsere Zukunft, ja vielleicht, ob uns überhaupt noch eine Zukunft beschieden ist, entscheiden wird, ihre geistige Wirkung auf einen geheimen Kreis von Adepten oder Mitverschworenen beschränken dürfte! Zum erstenmal wagt unsers deutsches Volk jetzt, selbst sein Schicksal aus eigener Kraft frei zu bestimmen. Der Dichter ist der geborene Vertrauensmann des Volkes, sich selber will es von ihm ausgesprochen hören! Was aber sollen uns da Dichter, die das Volk sich erst übersetzen lassen müßte?

1. Dez.

Nachricht vom Tode der Gräfin Melanie Zichy. Welch eine wunderbar reine, feste, stille Gestalt geht mit der fast Siebenundachtzigjährigen dahin, wieviel Erinnerungen nimmt die Tochter Metternichs, des stolzen,

weltgebietenden Staatskanzlers Klemens Metternich, mit sich ins Grab! Unvergeßlich ist mir die Stunde bei ihr, heuer im März, in Hansens rotem Sina-Palais mit den Fresken Rahls, dort auf dem Forum der römischen Festung Vindobona. Sie selber aber in ihrer schlichten Würde, halb Hausmütterchen, halb Regentin, schon fast entrückt, doch noch lebhaft dem Tage zugetan, Vormärz und Ewigkeit zugleich, auf diesem geschichtlichen Platz selber auch ein lebendes Stück Geschichte, saß am Fenster der engen Stube, leicht über das schmale Tischchen gebückt, ein Hörrohr in der noch festen Hand, und wie nun in ihrem Wesen Adel der Geburt mit dem des hohen Alters, Güte mit Strenge, der Ernst eines langen Lebens mit einer fast mädchenhaften Schalkhaftigkeit zusammenfloß, das war von einem unbeschreiblichen Reiz: aus ganz bestimmten Zügen einer abgeschlossenen Gesellschaft in einer schon längst historisch erstarrten Epoche schien da vor mir eine ganz zeitlose, höchst lebendige Märchenfigur geworden. Welche Seelenheiterkeit, und bei welcher Seelenfestigkeit! Die Milde selbst, aber unbeugsam im Rechten und noch ganz jugendlich aggressiv gegen alles Halbe, gegen alles Paktieren, gegen jeden faulen Frieden! So mannhaft wie diese alte Frau weiß ich wenige Männer, und niemals im Leben bin ich schmeichelhafter ausgezankt worden. Irgendwie gerieten wir nämlich ins Politisieren und sie begann mich über das Kompromiß zwischen Sozialdemokraten und Christlichsozialen zu verhören, das ich, meine politische Unschuld betuernd, diesen beiden Parteien gleich abgeneigt, mit Mime wünschend: »O brächten beide sich um!«, dennoch entschuldigen, ja befürworten zu müssen glaubte, *faute de mieux*, als Schutz vor Plünderungen, Straßenraub, Judenhetzen, kurz: Schrecken in allen Farben. Das aber nahm sie mir gewaltig übel. Sie nämlich, die hohe Achtzigerin, wollte solchen Schutz gar nicht, er schien ihr ärger als wovor er schützte, dieser schleichende Schrecken seit dem Abfall der

Menschheit von der göttlichen Weltordnung, seit der großen französischen Revolution, immer wieder notdürftig zugestopft, doch unterirdisch weiter schwärend, niemals ganz aufbrechend und ausbrechend, eben darum aber auch niemals verrinnend, niemals entleert, sondern immer von neuem unter dem Schutt fortschwälend, statt endlich einmal so durchzubrennen, daß er dann aber auch ausgebrannt wäre für alle Zeit, dieses Fortwusteln in einem allen gleich unerträglichen Zustand zwischen Leben und Sterben sei das Schimpflichste! Recht und Unrecht in Eintracht, Ordnung und Aufruhr an einem Tisch, Wahrheit und Lüge Hand in Hand – ja da müßten doch eigentlich sogar Unrecht und Aufruhr und Lüge selber schamrot werden! »Also lieber Bolschewismus?« fragte ich lächelnd. Und sie zögerte keinen Augenblick, zu beteuern: »Aber zehntausendmal lieber! Denn da weiß ich doch, woran ich bin! Aber es sich weder mit dem lieben Gott noch mit dem Teufel ganz verderben, sondern auf alle Fälle mit beiden sich's ›richten‹ wollen, das geht über meinen Hausverstand!« Dann aber fuhr sie fort: »Und um den Bolschewismus kommen wir ja doch nicht herum! Weder so noch anders! Wir können nicht mehr von ihm abbiegen! Wir müssen auf ihn zu, müssen durch ihn durch, bis an sein Ende durch. Dann erst kommen wir auf der anderen Seite vielleicht wieder über ihn hinaus, ins Freie! Die Geschichte läßt einmal angefangene Sachen nicht mitten drin unvollendet liegen; eine solche Schlamperei sieht ihr gar nicht gleich!« Und sie wiederholte: »Durch! Bis ans Ende durch! Und dann über dieses Ende hinaus, um wieder vom Anfang zu beginnen: in Gott!« Da verklärte sich ihr altes, hartes Gesicht, das vom hohen Fenster her, während das lange, schmale Gemach schon in Dämmerung lag, noch einen letzten Tagesschein erhielt, und wie weither klang die Stimme jetzt, als sie von ihrem Vater erzählte, dem Staatskanzler, der dies alles immer schon vorausgewußt, vorausgesehen, vorausgesagt. Dadurch nämlich, daß

Napoleon die große Revolution unterbrochen, ihren natürlichen Verlauf aufgehalten und ihre Willenskraft, durch klugen Gebrauch französischer Ruhmsucht, auf den Krieg abgelenkt hätte, sei zwar Frankreich zunächst gerettet worden, aber nun ein noch unverdauter Rest von Revolution sozusagen der Menschheit im Magen liegen geblieben, der sie solange quälen werde, bis sie ihn erbräche, bis einmal irgendwo das Experiment der Revolution erst an sein Ende durchgeführt wäre, bis *ad absurdum*. Dieses Experiment wolle ja beweisen, daß der Mensch den lieben Gott und sein Gesetz heutzutage nicht mehr nötig hat, sondern sich dies alles hier auf Erden jetzt aus eigener Kraft seiner menschlichen Vernünfte schon ganz allein viel besser arrangieren kann. Seit ihm das einmal eingeredet worden, sei dieser moderne Mensch zu neugierig erpicht darauf, um sich jemals wieder davon abbringen zu lassen, es sei denn durch das Experiment selbst. Der Mensch glaubt es besser zu können als Gott, und so wird er, was man ihm auch sagen mag, immer antworten: Ich will's aber jedenfalls einmal probieren! Und er wird nicht ruhen, so lang es nicht bis ans Ende probiert ist! Die Hoffnung, daß er vielleicht doch auf halbem Wege stehen bleibt, sei wirklich albern. Warum denn auch? Einmal auf dem Wege, kann er gar nicht mehr zurück, er muß vorwärts, er muß jetzt schon bis ans Ende. Dort wird's sich ja zeigen! Dort werden es dann alle sehen! Und sehen sie, daß es eben ohne Gott doch nicht geht, da kehren sie dann um und kehren wieder heim zu Gott! Das hätte die gute Gräfin gern noch erlebt, und weil ihr jenes Kompromiß das nur unnötig zu verschleppen schien, war sie recht ärgerlich. In diesem Aerger aber stak noch mehr: der heilige Zorn einer reinen Natur, der die Wahrheit etwas aus einem Stück, etwas Ungeteiltes und Unteilbares ist, wovon man sich nichts abhandeln lassen kann.

4. Dez

Nun hat mein lieber Franz Löser mit dem »Kriegerdenkmal«, seinem neuesten Stück, auch wieder einen fröhlich lärmenden Erfolg! Er weiß, daß ich ihm's von Herzen gönne; so wird er hoffentlich nicht mißverstehen, wenn ich bekenne, daß mir jetzt aber schon zuweilen ein bißchen für ihn bange wird. Nämlich gerade weil ich mit ihm weit höher hinaus will als er offenbar selbst, muß ich fürchten, daß man es ihm zu leicht macht. Es wird, scheint mir, jetzt Zeit für ihn, bald einmal gründlich durchzufallen. Man braucht das zuweilen, und ich weiß aus Erfahrung, wie gut es einem tut. Nur die schweren asthmatischen Begabungen haben's nicht nötig. Er aber in der Sorglosigkeit seines inneren Reichtums lernt sonst nie, sein Talent endlich an die Leine zu nehmen. Und es wäre zu schad um ihn, er bringt so viel mit! Vor allem ist er ein geborner Theatermensch, dem sein eigenes Leben selber unwillkürlich dramatisch wird. Und noch dazu mit der gewissen »Theaterprätzen«, in der, was sie berührt, alles gleich zu knallen anfängt. Armer Leute Kind, bald von den Eltern weg, Schlosserlehrling, Wanderbursch, Athlet, Tierbändiger, Ringkämpfer, Soldat, eingerückt, im Feld, im Spital, im Soldatenrat, ist er jetzt mit Erlebnissen, mit Ereignissen so vollgestopft, daß, wo man ihn nur antippt, immer gleich Erinnerung an ein Abenteuer urlebendig aus ihm aufspringt. Dann hat er auch das große Glück, von unserer sogenannten »Bildung« wenig verdunkelt zu sein: er blickt mit hellen Augen noch dem Leben unmittelbar ins Gesicht. Uns armen mit Mittelschulunterricht geschlagenen Leuten redet, wenn wir uns auszusagen anfangen, gleich so viel Angelerntes drein, wir wissen, bevor wir selber zu schreiben beginnen, längst zu gut, was

und wie man zu schreiben hat, die ganze deutsche »Bildung« läßt uns gar nicht zu uns selber kommen, denn was wir erleben, haben wir doch immer vorher schon längst irgendwo gelesen. Er aber entdeckt Schritt für Schritt sein Leben noch selber, unvorbereitet, er kann sich noch wundern. Wir haben doch alle vielleicht unsere beste Kraft damit vertan, erst das Angelernte, den ganzen Wortschwall, all das Mechanische wieder vergessen zu lernen, um aus der vermaledeiten »Bildung« wieder zur Natur auszubrechen, zu einer zweiten Unschuld; *refaire une virginité*, das war unser Hauptproblem. Er aber, ein geborner Theatermensch, doch dabei noch ganz unverdorben, frisch vom Zapfen seines urkräftigen Instinkts – Welch ein Glücksfall! Für ihn selbst nicht bloß, sondern auch für uns, für die deutsche Bühne! Und er lasse sich nur um Gotteswillen nicht weismachen, daß es ihm an »Bildung« fehle! Vielmehr macht dies gerade, daß er sich nicht erst durch den Schleim und Brei gestockter »Bildung« hat durchfressen müssen, ihn so stark. Nein, was ihm fehlt, ist nicht »Bildung«, ihm fehlt das Handwerk seiner Kunst! Einfälle schüttelt er in so dichten Haufen aus den Ärmeln, daß man in die Hände klatscht, es ist auch herrlich, nur soll er sich nicht täuschen lassen: es ist nicht Kunst, es ist vorderhand nur Material, es muß erst noch durch das Handwerk durch, um Kunst zu werden. Und eher kann noch einem Handwerker, dem nichts einfällt, ein Stück gelingen, als daß aus einer Fülle von Einfällen jemals ohne Handwerk ein Stück wird, ein richtiges Theaterstück. Sein Handwerk muß er lernen: Szenen zimmern, Akt um Akt bauen, Gestalten einander anmessen, Wirkungen abwägen, auswägen, Überraschungen vorbereiten, Vorbereitungen verheimlichen, kontrapunktieren, fugieren und dann immer auch noch ein bißchen schwindeln, denn nur durch einen gelinden Zusatz von List und Trug wird die strenge Wahrheit der Natur dem Menschen erst erträglich,

und dazu hat er ja nämlich die Kunst erfunden, lieber Löser!

10. Dez.

Auf meinen Glückwunsch zum Sechziger schrieb mir Karl Kautsky neulich, unserer Jugendzeit nachsinnend: »Jeder von uns gedachte damals den Himmel zu stürmen ... Wir haben ihn nicht erstürmt, aber aus den Wolken sind wir doch auch nicht gefallen.« Dieser Satz, in seiner guten Mischung von Resignation und Selbstgefühl, wäre die richtige Grabschrift unserer Generation. Sie hat nicht, wie wir uns damals vermaßen, Epoche gemacht; wir waren kein großes Geschlecht. Aber wenn man unser Werk mit dem der Väter vergleicht: was wir von 1880 bis 1920 erwirkt haben, mit dem Ertrag der Arbeit von 1840 bis 1880, so wollen wir der Jugend von heute nur wünschen, daß auch sie dereinst, um 1960, so guten Gewissens auf sich zurückblicken darf, wie wir jetzt auf uns. Es war freilich nicht Wirkung in Höhen und Tiefen; es war mehr Wirkung ins Breite. Von unserer Zeit wird man einst sagen, aber ohne Ironie: die Masse hat es ausgemacht! Mein Jugendtraum war, wir würden eine neue Menschenart bringen. Nein, das ist uns nicht beschieden gewesen. Aber heute nimmt doch eine viel größere Zahl von Menschen bewußt an der Menschheit teil als vor uns. Und wir haben die Vorherrschaft des »theoretischen« Menschen gebrochen, wir sind dem ganzen Menschen in all seiner Fragwürdigkeit jetzt doch wieder näher. Das volle Leben, das im XVII. Jahrhundert von auserwählten Einzelnen versucht wurde, könnte jetzt einmal gemeinsam entworfen werden: ein zweites Barock auf breiterem Grund, ein Barock auf Volksgrund ist möglich geworden. Breite, werden Zweifler sagen, auf Kosten der Höhe! Das ist es ja, was man schon unserer Generation vorwirft und für die

nächste, nach den ersten Zeichen, die sie gibt, noch mehr befürchten zu müssen glaubt: denn in dieser scheint es unbegabte Menschen überhaupt nicht mehr zu geben, es ist ihre Signatur, daß in ihr jetzt jeder Talent hat. Aber ist denn das, was jedermann hat, ist das dann eigentlich noch Talent? In Wissenschaft und Kunst ist hohes Können so gebräuchlich, ja man könnte sagen: das Ungewöhnliche ist jetzt schon so gemein geworden, daß nun noch darüber empor bis zur Auszeichnung zu dringen fast gar nicht mehr möglich scheint. Es gibt keine Meister mehr, oder es gibt so viele, daß der Name nicht mehr ehrt. Aber wenn heute so viele wie niemals zuvor die Würde der Meisterschaft ansprechen dürfen, wer unter ihnen hätte jene letzte Höhe der Vollendung erreicht, auf der dann die Vortrefflichsten aller Zeiten einander über die Zeiten hinweg die Hände zum Bunde reichen? Hat irgendein Volk jetzt in Wissenschaft oder Kunst einen wie Goethe, wie Balzac, wie noch Dostojewski, noch Whitman, noch Nietzsche die ganze Zeit oder doch ein ganzes Volk summierenden Mann? Oder auch nur ein einziges Werk, das in jene zeitlose Höhe zu gelangen erwarten könnte? Hauptmann, in der Zeit des Hannele, schien daran, die ersten Verse des jungen Hofmannsthal verhiessen es, beide hatten mit George, d'Annunzio und Maeterlinck das Wissen um diese Höhe, die Sehnsucht nach ihr, den Anlauf gemein; doch es blieb unergiebig. Und so hätte diese ganze Zeit kein unsterbliches Werk vermocht? Keine » *Vita nuova*«, keinen »Don Quichotte«, keinen »Werther«? Ja hat sie denn auch nur einen »Nachsommer« vermocht? Wir fühlen, daß da noch ein Unterschied ist, der sich freilich kaum aussprechen läßt: irgendwie gehörte schon der Nachsommer auch in die reinste Region der Kunst, er traut sich nur sozusagen selbst nicht ganz hinein. Barrès schrieb in seiner Jugend einen Roman, » *Le Jardin de Berenice*«, da hat man dasselbe Gefühl ganz wie schon bei Hölderlin oder Novalis: sie bleiben vor Ehrfurcht an der Schwelle der

höchsten Kunst. So Claudel auch. Aber welcher deutsche Dichter unserer Zeit kam auch nur bis an diese Schwelle? Trakt starb vorher. Blieb diese ganze Generation bei so hohem Willen dennoch unvermögend? Wie froh bin ich, nun doch noch einen von uns auf der Schwelle zu sehen! Und als ein hohes persönliches Glück empfinde ich das, fast als eine Rechtfertigung für uns alle! Denn so ist doch unser Tun kein eitles gewesen, wenn es zuletzt einen von uns vor das Angesicht der großen Kunst gebracht, wenn es ein Werk ergeben hat, das über den Zeiten fortleben wird: Thomas Manns »Gesang vom Kindchen« wird unser Denkmal sein! Fünzig Seiten Hexameter. Zur ersten sagt man leichthin: Aha, Hermann und Dorothea! Und aufatmend wiederholt man auf der letzten beglückt: Hermann und Dorothea! Goethe schrieb: »Ich habe das rein Menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht.« Hier ist es das rein Menschliche der Kultur des deutschen Bürgertums, das in dem epischen Tiegel gereinigt wird. Und wenn Humboldt an Goethes Werk »das große Bild von der Lage der Zeit nach der neuen Umgestaltung der Dinge« rühmt, »worauf das ganze Gedicht wie auf einer ungeheuren Basis ruht«, so fehlt es auch hier an einer solchen ungeheuren Basis nicht: ins Idyll liebevoller Häuslichkeit blickt des Weltkriegs rasendes Auge, blickt das zerstörte Vaterland herein. Und wenn Goethe bekennt, er habe »da hinein, so wie immer, den ganzen lausenden Ertrag seines Daseins verwendet«, so wird auch hier aus der Erzählung vom Kindchen, wie der Vater es uns bald im Bade, bald beim putze, dann wieder hinter dem Gittergeländer des tiefen Bettchens oder im Körbchen schlummert«, zuletzt aber gar in großer, zur Feier der Taufe vereinter Gesellschaft zeigt, sachte ganz unwillkürlich das reinste Selbstbildnis des Dichters: was er uns sonst in seinen Werken nur in Umgestaltung maskenhaft ahnen ließ, hier schlägt er es bis ins Herz

hinein vor uns auf! Und auf die allereinfachste Art: er läßt nur alles Unwesentliche weg, so bleibt ihm das Leben selber in der Hand! Er betrachtet die Züge der kleinen Schläferin:

»Heimat und phantastische Ferne treffen sich in dir, Kindchen, Nord im West und östlich tieferer Süden, Nieder- und Morgenland. Von gelber Wüste erzählt Mir das zierlich vorgebaute Untergesichtchen Und das arabische Naschen. Lächelt mir freundlich dein Auge? Blau zwar strahlt es wie nordisch Eis, doch zuweilen kaum faßbar Meinem prüfenden Sinn, aus seiner Tiefe erdunkelt's Irgendwie süß und exotisch, in fremder Schwermut – indes doch Blond die Braue dir steht, ganz wie den hansischen Vätern.

Doppelt ist deine Heimat, niederdeutsch und exotisch, Wie meinem Sinn die Vaterstadt zwiefach stehet: am Hafen Einmal der Ostsee, gotisch und grau, doch als Wunder des Aufgangs Noch einmal, entrückt, die Spitzbogen maurisch verzaubert, In der Lagune – vertrautestes Kindheitserbe und dennoch Fabelfremd, ein ausschweifender Traum.«

Enthalten diese paar Verse nicht eigentlich alles, was in den Buddenbrooks und in Fiorenza und im Tod in Venedig steht? Und wieder, wenn er dann, bei der Taufe, von dem einen der Paten, einem jungen Invaliden sagt:

»Dir stand im gläubigen Herzen ein anderes Deutschland: das wahre. Für das tiefsinnige Vaterland zeugtest du, welches den Fremden Zwar ein Fremdes war und ein hohes Aergernis immer, Aber auch Ziel ihrer Ehrfurcht und ihrer heimlichsten Hoffnung: – Nicht für das selbstvergessene, das strotzenden Leibes sich aufhob, Sich zum Meister zu machen des gegenwärtigen Weltstands.«